

# Wochenblatt für Wilsdruff

Beilage zu Nr. 96.

Donnerstag, den 15. August 1901.

## Scheintodt.

Skizze von L. Blaffimicz.

(Nachdruck verboten.)

Die Badegäste von Katharinenbad versammelten sich allmählich zum Mittagessen. Die Kellner bedienten ohne jede Eile, sie mußten ja doch auf die Nachzügler warten. Die Essenden blickten stets neugierig auf, sobald die Thür aufging und ein neuer Gast erschien. Es gehört somit zu den Annehmlichkeiten des Bades, daß man das Dinner gemeinsam einnimmt. Da bietet sich die beste Gelegenheit, die Gesichter der Gäste zu studieren und nun zu kombinieren, wer das wohl sein könne, was er für eine Lebensstellung einnehmen könne, oder ob er verheiratet, verlobt oder verlobt sei.

Als ich eintrat, waren die Plätze an der langen Tafel bereits besetzt. Ich ließ mich also an einem Seitenstische nieder, — es geschah mir ganz recht, daß ich abseits sitzen mußte, warum war ich wieder der letzte gewesen. Doch nein, — die Thür öffnete sich noch einmal und zwei neue Gäste traten ein. Augenscheinlich Vater und Tochter, — er groß und schlank, etwas gebückt, das Haar schneeweiß, sie etwa 24 bis 25 Jahr alt, klein und zierlich, mit bläulichem, fast durchsichtigem Teint. Die Dame war unweifelhaft eine Schönheit, aber eine solche, die nicht erwarmt, sondern verblüht. Die Augenschimmer waren matt in ganz eigenartigen Farben und hatten jenen Ausdruck, als ob sie schon einmal das Jenseits geschaut hätten.

Die beiden Fremden wurden vom Oberkellner an meinen Tisch komplementiert.

Die Dame sah langsam und bedächtig, ihre Hände bewegten sich kaum, als ob sie alle Kraft verloren hätten. Die rechte Hand zeigte alabasterweiße Farben, von der linken zog die Dame den Handschuh nicht ab.

Der Herr schien von eigenhümlichem Zittern befallen zu sein, seine Nerven mußten einen Hof erlitten haben, von dem sie sich noch nicht wieder erholt hatten. Jedemmal, wenn der Herr Löffel oder Gabel berührte, machte seine Hand eine schnelle, rundliche Bewegung, im Hinblick durchführte dieselbe die Luft, ehe sie den Gegenstand erfaßte, den der Herr ergreifen wollte. Diese nervösen Bewegungen erweckten in mir ein berartiges unbehagliches Gefühl, daß ich mich abwandte. Was das wohl für sonderbare Menschen sein mußten? Gesund waren sie keinesfalls, und es war wohl die höchste Zeit, daß sie die Nervenheilanstalt aufsuchten.

Nach Tisch promenierte ich durch den Park. Die Hitze trieb mich in eine schattige Allee, in welche nur ganz schwach die Klänge des Bade-Orchesters drangen. Plötzlich tauchten am andern Ende meine Tischgäste auf, ich konnte, ohne unhöflich zu sein, der Begegnung gar nicht mehr ausweichen, ich grüßte, — wie man eben im Bade seine Tischnachbarn zu grüßen pflegt.

Schon glaubte ich, die Begegnung überstanden zu haben, da wandte sich der Herr langsam um, trat auf mich zu, tappte einige Male mit der Hand durch die Luft und sagte:

„Würden Sie, mein Herr, wohl die Güte haben, uns einen Weg zeigen, wo wir einen angenehmen Spaziergang unternehmen könnten, der Kranke nicht zu sehr ermüdet? Verzeihen Sie, wenn ich Sie bemühe, aber wir sind erst diese Nacht angekommen.“

Ich bot meine Begleitung als Führer an durch das Nikolajeff-Thal, da war es kühl und schattig, es schlängelte sich durch zwei Hügel hindurch mit dichtem Waldbestand, ein Bächlein floß in der Thalsole.

Nach kurzem Zwiegespräch mit der Dame wurde meine Führerschaft dankend angenommen.

„Graf Skutozoff“, stellt sich der Herr vor, — „meine Tochter Sophie.“

Ich nannte unter tiefer Verbeugung meinen Namen, dann gab ich mir Mühe, das Gespräch auf ein allgemeines Thema zu leiten. Litteratur, Kunst, Politik, Petersburger Stadtklatsch . . . all das schien die Beiden nicht im mindesten zu interessieren. Da ging ich über auf das Thema von der Heilwirkung des Bades. Das schien einzuschlagen; das löste die Zunge des Grafen, er wurde redselig, mittheilhaft!

„Meine Tochter“, erzählte er, „leidet an einer eigenhümlichen Krankheit, deren Wesen noch kein Arzt zu ergründen vermocht hat. Der eine meint, es handle sich um ein Herzleiden, der andere schließt auf ein Nierenleiden, der dritte kurtzt auf Bleichsucht. Jetzt waren sie endlich einmal der Meinung: meine Tochter sei magenleidend, behaupteten sie. Deshalb suchten wir dieses Bad auf. Und wissen Sie,“ er schlüßte mit diese Worte ins Ohr, „daran glaube ich nicht, meine Tochter ist anschlüsslich nervenleidend.“

Ich entsann mich der nervösen Zustände, die ich an dem Grafen schon so oft bemerkt hatte, und deshalb fragte ich unwillkürlich:

„Ist dieses Weiden etwa erblich? Es scheint mir, als ob auch Sie recht nervös wären!“

„Nein“, meinte er ruhig, „ich habe niemals an Nervosität gelitten.“

Er schwing einen Augenblick, dann aber raffte er sich mit einer Kraftanstrengung empor, arbeitete mit der Hand

in der Luft umher, blickte mit durchdringendem Blick in mein Gesicht und senkte:

„Ach so, Sie denken an die eigenhümlichen Zustände meiner Hand. Das ist keine Nervosität, das ist die Folge eines plötzlichen Schreckens, Herr, eines Schreckens, der . . .“ Er wurde blutroth im Gesicht, es schien mir, als ob er am ganzen Leibe zitterte. „Denken Sie, was Ihnen passiert wäre, wenn man Ihre Tochter lebendig begraben hätte und wenn — wenn . . .“ er gerieth in Erinnerung an das Entsetzliche ins Schwanken, ich geleitete ihn besorglich auf eine Bank.

Die Komtesse folgte uns, ruhig, unbewegt, theilnahmlos.

„Lebendig begraben?“ staunte ich.

Der Graf nickte. „Ja, das glaubt uns Niemand,“ bestätigte er. „Ich erzähle es auch Niemand, aber Sie machen einen so Vertrauen erweckenden Eindruck . . .“

Ich verbergte mich.

„Meine Tochter ist herzleidend, die Aerzte hatten sie aufgegeben. Wir waren auf das Schlimmste gefaßt!“

Eines Tages brachte man die Aerzte leblos aus dem Garten, — kalt und starr! Die Aerzte stellten

den Tod durch Herzschlag fest. Ich war untröstlich. Zwei Tage sah ich neben der Leiche, ich bettete sie selbst in den Sarg, geleitete sie nach dem Friedhof, wo die Beisetzung in der Familiengruft erfolgte. Die Leiche war weiß gefleckt worden, sämtliche Schmuckstücke und Kostbarkeiten hatte man ihr angelegt.

Niedergeschlagen, vom Schmerz fast gebrochen, kehrte ich vom Friedhof zurück. Das Schloß war wie ausgestorben, aus meinem Arbeitszimmer schien mir der Hauch des Todes entgegen zu wehen. Kraftlos fiel ich in einen Sessel. Mein alter Diener Prosper, der mir in den letzten Tagen eine rechte Stütze gewesen war und der auch bei allen Vorbereitungen zur Beerdigung meines einzigen Kindes hilfreiche Hand angelegt hatte, trat geräuschlos in mein Zimmer. Ich erschrak fast, als ich seine Stimme hörte und seine funkelnden Augen sah. „Bester, gnädigster Herr,“ fragte er demüthig, „wollen Sie nicht etwas Nahrung zu sich nehmen?“

Ich wies ihn mit einer Handbewegung ab, ohne zu antworten.

Prosper ließ sich aber nicht so ohne Weiteres abweisen. „Aber Gnädigster,“ bat er weiter, „so kann das doch nicht weiter gehen. Sie müssen doch essen, sonst können Sie auch noch krank werden. Sie sind schon so schwach, daß ich darauf dringen muß, daß ich Sie ins Schlafzimmer geleite, damit Sie Ihr Bett aufsuchen.“

„Laß mich in Ruh!“ befahl ich.

Er schlüpfte lautlos hinaus wie eine Katze. Ich verfiel in finsternes Dahindröhen, — welche eine entsetzliche Nacht! Im Zimmer wurde es kühl, mich fröstelte. Das Feuer im Kamin erlosch allmählich, ich fühlte mich unfähig, noch einige Holzstücke in die glühende Asche zu legen. Der Sturmwind rüttelte an den Fenstern, er pfliff eine laute Melodie durch den Schornstein.

Plötzlich . . . es zog Jemand die Klingel der Hausthür — der schrille Ton gellte durch das ganze Schloß! Ich sprang erschrocken empor, der Sessel fiel polternd zu Boden. Unwillkürlich blickte ich auf das Zifferblatt der Uhr: Mitternacht! Wer um des Himmelswillen konnte jetzt Einlaß in mein Haus begehren?

„Bah, — ich war aufgeregt . . . Unsinn, Dummheit, meine Nerven spielten mir einen Streich. Doch . . .“ da wieder, einmal, zweimal, gellte die Klingel. Nichts im Schloß rührte sich, die Bedienten schliefen entweder wie die Murrelithiere oder der Schreck hatte sie gelähmt. Ich zündete eine Kerze an, wandte zur Thür hinaus und ging zum Hausthor. „Wer ist da?“ wollte ich rufen. Aber ich schämte mich meiner Feigheit und zog leise den Nagel zurück. Mein Herz schlug mir zum Herzspringen, langsam öffnete ich eine Spalt der Thür. In der Finsternis unterschied ich die Umrisse einer weißen Gestalt, die mir wie ein Gespenst erschien. Ich taumelte einen Schritt zurück.

„Wer bist Du?“ fragten stammelnd meine weißen Lippen.

„Ich bin es, Vater, Deine Tochter,“ erlönte es klagend zurück. Und dabei trat die Gestalt in den Lichtkreis der Kerze.

Ja, — ja, das war meine Tochter, aber so . . . so, — ich glaubte, ich müßte auf der Stelle den Verstand verlieren. Ich taumelte und da machte ich mit der Hand eine zurückweisende Geste . . . Sie kennen ja diese Geste, bis heutigen Tages habe ich mir sie nicht wieder abgewöhnen können.

Die weiße Gestalt flüsterte: „Vater, fürchte Dich nicht, ich lebe ja. Ein Herzkrampf hatte mich befallen, ich lag nur in Erstarrung, der Tod hatte mich nur gestreift. Diebe brachen in die Gruft und raubten mir die Kostbarkeiten, — ich vermochte mich nicht zu rühren. Nur Ramas Trauring vermochten sie nicht vom Finger zu ziehen. Da nahm der eine Sterk ein Messer, und veruchte mir den Finger abzuschneiden. Da floß Blut und . . .“ und . . . ich erwachte.

Ich sah, daß das weiße Sterbekleid mit Blut

besetzt war. Ich brach in die Knie und weinte wie ein Kind, aber raffte ich mich gewaltsam empor, ich umarmte meine Tochter, — wahrhaftig, es war ein Geschöpf aus dem Reich der Toten. Ich führte sie sorgfältig in das

Zimmer, setzte sie in die Ecke des Fauteuil. Dann stürzte ich zur Klingel, ich läutete Sturm, ich mußte doch Hilfe herbeirufen.

Endlich nahten schlürfende Schritte, — mein braver edler Prosper trat herein und schritt auf mich zu. Da erblickte er die regungslose, weiße Gestalt auf dem Sopha. Seine Augen weiteten sich, ein heiserer Schrei entrang sich seinen Lippen, dann stürzte er mit einem gurgelndem Laut losüber auf den Teppich.

Ruhig erklärte meine Tochter: „Das ist ja der Sterk, der mit dem Messer auf mich losging und mir den Ring vom Finger zu schneiden versuchte.“

Ich allarmirte das ganze Haus. Polizei kam, der Schurke Prosper wurde verhaftet, — er ist später aufgeknapft worden . . .

Aber was hat das uns geholfen? Sie sehen in uns doch ein paar arme, bemißleidenswerthe Leute . . .“

Er bewegte seine Hand in der mir so entsetzlichen Weise, ich wandte mich schauernd zur Seite, — es schien mir, als ob der Graf nach seiner Rockklappe greifen wollte.

Die Tochter erhob sich ruhig, langsam und ging schleppenden Schrittes die Allee entlang. Ihr Vater folgte ihr, ebenso langsam, ebenso ruhig . . . Eine Gänsehaut überkam mich, ich empfand ein Grauen von diesen beiden Unglücklichen. Es war mir nicht möglich, ihnen zu folgen.

Ich sah wie angewurzelt, bis sich die Dämmerung herabsenkte.

— Am andern Morgen packte ich beim Grauen des Morgens meinen Koffer und reiste ab. Eine Flucht in voller Feigheit, aber ich konnte meines Gefühls nicht Herr werden. Offen gestanden, ich hatte Angst vor dieser schönen, blaffen, interessanten Scheintodten — —!

## Die Schwäne von Weidlingen.

Roman von Emmy von Borgstebe.

(22)

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Da richtet sich die Leidende jäh empor wie in Erschrecken — „Vater, Vater!“ und ein Blutstrom bricht von ihren Lippen und färbt die weißen Linen roth.

Friede schreit entsetzt auf und steht händeringend daneben, am liebsten würde sie fliehen. Gott sei Dank, jetzt kommt der Arzt! Er ist ein alter freundlicher Herr, der mit Friedes Entsetzen Mitleid empfunden und sie sanft ins Nebenzimmer schiebt.

„Gewiß muß Beatrice sterben!“

„Gewiß ist das noch nicht, liebes Kind; so lange die Kranke lebt, ist noch Hoffnung.“

„Oh, Herr Doktor, retten Sie die Arme, bitte, bitte!“

„Vor allem vollständige Ruhe, keine Erregung, nur Ruh!“

Der Arzt geht, und Friede lauert mit verhälttem Gesicht in die Sophaecke. Sie fürchtet sich kindisch. Sie wagt sich nicht zu rühren, alle Thatkraft hat sie verlassen. Die Corridorhür steht halb offen, Doktor Wolffhardt kann ungehört hereintreten.

„Friede — was ist Ihnen passiert?“

Mit einem Schrei der Erlösung fährt das Mädchen in die Höhe. Aber zu antworten vermag sie nicht. Ein Strom von Thränen bricht aus ihren Augen.

„Friede, was ist Ihnen? Sie quälen mich!“

Karl tritt an des Mädchens Seite und erfaßt ihre Hand.

„Sprechen Sie doch ein Wort — Sie martern mich!“

„Oh, ich fürchte mich so!“ Flehend schauen die blauen Augen zu ihm empor, „Beatrice ist krank geworden, ihr ganzes Bett ist roth von Blut! Wie ein Strom kam es aus ihrem Munde —“

„Beatrice sehr krank! Und Sie, Friede, Sie sitzen hier, weinend und klagend, anstatt dort drinnen um die Leidende zu sein?“

„Ich kann Niemand sterben sehen!“

„Vorläufig lebt das arme Mädchen noch,“ Wolffhardts Stimme klingt ernst und fest, „es ist Unrecht, sie jetzt zu verlassen. Sie kam Ihnen gültig entgegen. Wollen Sie das so vergelten? Wo ist Herr Rasacelli?“

„Ich weiß es nicht.“

„Bestimmen Sie sich! Man muß ihn holen lassen.“

„Nun quälen Sie mich auch! Ich weiß es nicht, ich sagte es ja schon. Ich kann doch nicht in jedes Haus laufen und ihn suchen.“

„Sie sind ein großes Kind!“ Etwas wie Unmuth spricht aus des Doktors Stimme. „Dann werde ich den Rasacelli zu finden suchen, wenn Sie mir versprechen, zu Beatrice hinzuzugehen und bei ihr zu bleiben.“

Friede antwortet nicht, abgewandt von ihm steht sie da und weiß nicht, was sie thun soll.

„Friede,“ er tritt noch einmal neben sie und sieht ihr ins Gesicht, „bekomme ich keine Antwort? Sie gehen zu der Leidenden hinein, nicht wahr, und bleiben bei ihr?!“

„Ich weiß — ich weiß nicht! Ich fürchte mich entsetzlich vor Menschen, die sterben müssen!“

„Diese Stunde kommt einst für uns alle. Es ist unwürdig und feige, so zu denken! Sie sind doch kein Kind mehr und kränken mich bitter mit diesem Widerstand!“

Der Mann hat das rechte Wort gefunden. Noch